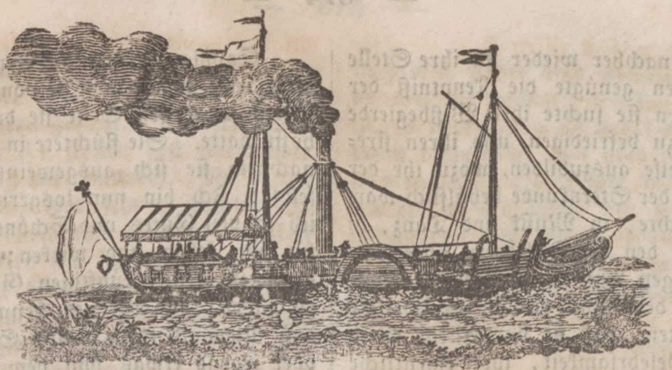
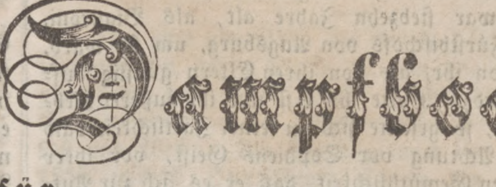
№. 110.

Donnerstag, am 12. Septbr. 1844.



Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.





für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Der Strohmann.

Von Kathinka Zitz.

Im Spätherbst des Jahres 1787 rollte ein schwer bepackter Reisewagen durch die Straßen von Mannheim, und hielt auf dem Theaterplatz, vor dem Hause eines Haarbeutelmachers, in welchem die Ankommenden eine geräumige Wohnung gemiethet hatten, um den Winter daselbst zu verleben, theils Geschäfte halber, theils um die Merkwürdigkeiten der damals in der höchsten Blüthe stehenden Stadt mit Muße zu betrachten, hauptsächlich aber um ein befreundetes, durch Mißverständnisse getrenntes Ehepaar, durch die Gewalt der Vernunft und freundschaftlicher Ueberredung wieder zu vereinigen. Die Ankommenden waren der kurmainzische Hofrath von La Roche mit seiner Gemahlin, die in jener Zeit unter den ausgezeichneten Frauen eine ehrende Stelle als Schriftstellerin einnahm, und ein junges Mädchen, Peppi Pfeffel, die Tochter des Fabeldichters, der durch langjährige Bande der Freundschaft mit der Familie La Roche vereinigt war.

Sophie von La Roche war in jener Zeit eine schöne Matrone von sechs und sechzig Jahren, deren Gesichtszüge hohe Weiblichkeit und einen feinen beobachtenden Geist verriethen. Sie hatte nicht sobald ihre neue Wohnung betreten, als sie an das Fenster eilte, es aufriß und sogleich die Bauart des gegenüberstehenden Komödienhauses betrachtete, das sie eben so schön als seiner Bestimmung angemessen fand. Um die halb erhabenen Figuren eines Giebels besser unterscheiden zu können, nahm sie ein kleines Fernglas, und erkannte die Musen des Schauspiels und des Gesanges. Von den äußerst vollen Busen der Töchter des Apollo chokirt, schmälte sie über den Künstler, der sie aufgestellt hatte, brach aber in ein lautes herzliches Lachen aus, als ihr Mann ihr mit dem drolligten Gedanken antwortete: daß mit dieser Fülle ein moralischer Sinn verbunden sei, welcher anzeige, daß die Theatermusen ihre Kinder wohl ernährten.

Mit diesem Einfall ging es aber wie meist mit dem Lächerlichen; jede Idee der Untersuchung oder des Nachdenkens ward abgebrochen — auch wollen wir die vorgeführten Personen jetzt der Beschäftigung mit ihren häuslichen Einrichtungen überlassen, um dem neugierigen Leser einen kleinen Abriß ihrer Lebensgeschichte zu geben.

Maria Sophie von La Roche war die Tochter des praktischen Arztes Gutermann von Gutershofen, der zugleich Dekan der medizinischen Fakultät zu Augsburg war. Schon als Kind von zwei Jahren ward sie von ihrem Vater häufig in dessen Bibliothek getragen, wo sie sich an dem reichen Einband und den verzierten Titelblättern so sehr ergötzte, daß sie frühzeitig eine große Neigung zu Büchern faßte, und als Kind von fünf Jahren bereits die ganze Bibel durchgelesen hatte. In ihrem zwölften Jahre ernannte sie der Vater zu seinem Bibliothekar, mit der Verpflichtung, ihm die Bücher, die er an gewissen Tagen zu seinem literarischen Cirkel

bedurfte, zu reichen, und nachher wieder an ihre Stelle zu bringen. Aber Sophien genügte die Kenntniß der äußern Titel nicht, sondern sie suchte ihre Wißbegierde durch fleißiges Studium zu befriedigen und ihren strebenden Geist auf alle Weise auszubilden, wozu ihr der Vater durch Unterricht in der Sternkunde behülflich war. In Sprachen und Geschichte, in Musik und Tanz, in Sticken und Zeichnen von den besten Lehrern unterrichtet, mußte sie auch thätigen Antheil an den Haushaltungsgeschäften nehmen, denn ihre verständige Mutter suchte sie so klug zu leiten, daß sie vor Allem Weib blieb, und trotz ihrer Gelehrsamkeit, ihre eigentliche Bestimmung nicht aus den Augen verlor.

Sophie war siebzehn Jahre alt, als Bianconi, Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, um sie warb, und sowohl von ihr, als von ihren Eltern günstig aufgenommen wurde. Hatte ihn erst nur ihr äußerer Liebreiz angezogen, so gesellte sich zu seiner Zärtlichkeit bald eine so hohe Achtung vor Sophiens Geist, vor ihrer liebenswürdigen Gemüthlichkeit, daß er es sich zur Aufgabe machte, alles zu ihrer höheren Ausbildung beizutragen. Er machte sie mit den italienischen Dichtern, mit der römischen und griechischen Archäologie bekannt, gab ihr selbst Unterricht in der Mathematik und wohnte ihrem Singunterricht bei, damit die größte Mühe auf die Ausbildung ihrer schönen Stimme verwendet werde. Schon war der Hochzeitstag anberaumt, als Sophiens Mutter starb, wodurch die Vermählung auf ein Jahr hinausgeschoben werden mußte. Aber jetzt da die Vermittlerin todt war, geriethen Bräutigam und Schwiegervater in Streit wegen der Bedingungen des Ehevertrags. Bianconi verlangte, daß alle zu erzielenden Kinder in dem katholischen Glauben erzogen werden sollten. Gutermann bestand darauf, daß die Töchter dem Glauben der Mutter folgen, also lutherisch werden sollten. Nachdem viel hin und her gestritten worden, kam es zum offenbaren Bruch zwischen Beiden. Bianconi schlug Sophien eine heimliche Trauung vor, die er der Welt gegenüber, durch Vorlegung vieler Briefe zu rechtfertigen gedachte, worin ihm ihre Hand von ihrem Vater feierlich zugesagt worden war. Aber obgleich er ihre erste Liebe war, so widerstand Sophie dennoch allen seinen Versuchungen; sie wollte keine Verbindung eingehen, die nicht von dem Segen ihres Vaters geheiligt würde. Bianconi reiste also allein nach Rom, wohin er als kursächsischer Resident berufen war. Am Tage nach seiner Abreise mußte das tief betrübte Mädchen alle Briefe die sie von dem Verlobten empfangen hatte, alle Musikstücke die er ihr geschenkt, die mathematischen Aufgaben die sie unter seiner Leitung ausgearbeitet hatte, in das Studierzimmer des Vaters bringen und alles in einem Windofen verbrennen, das Bild des Geliebten mit einer Scheere in Stücke zerschneiden, und zusehen, wie der in Brillanten gefaßte Verlobungsring zerbrochen wurde, daß die Steine über den Fußboden rollten.

Sophiens ganzes Wesen fühlte sich empört durch die Härte, womit man sie von dem Andenken des Mannes losriß, an dessen Seite sie das Glück ihres Lebens gehofft hatte. Sie flüchtete in ihr stilles Zimmerchen, und nachdem sie sich ausgeweint hatte, sprach sie zu sich selbst: Ich bin nun losgerissen von dem Mann, dem ich so viel Gutes und Schönes verdanke; ich darf nicht für ihn leben und wirken; er wird die Frucht nicht genießen, seiner künftigen Gattin Ausbildung befördert zu haben; so lege ich denn hiermit das Gelübde ab, daß Niemand mehr meine Stimme, mein Klavierspiel, oder irgend etwas von dem was er mich lehrte, von mir hören oder auch nur vermuthen soll.

Sophie hielt diesen Schwur mit der strengsten Selbstverläugnung; sie ertrug ihr Schicksal mit der Resignation eines edeln, gottergebenen Herzens, indem sie in großer Zurückgezogenheit lebte. Ihr Vater, der wohl eben in ihrem Schweigen einen bittern Vorwurf finden mochte, ließ nach einiger Zeit seine vier Kinder nach Biberach ziehen, wo ihr Großvater Senator und Hospitalmeister war. Da dieser aber bald darauf starb, so kamen die Kinder in das Haus des Predigers Wieland, dessen Frau mit Gutermann Geschwisterkind war. Als der junge Wieland von der Universität Erfurt heimkehrte, befreundete er sich mit Sophie, und bald standen die Herzen der jungen Leute in vollem Liebesbrand.

(Fortsetzung folgt.)

Räuberhöhlen in London.

Bei der Niederreißung zweier alter Gebäude in Weststreet in London hat man eine höchst seltsame Entdeckung gemacht. Eines der niedergerissenen Häuser wurde vor mehr als einem Jahrhundert von dem berüchtigten Räuber Jonathan Wild bewohnt, den Fielding durch seinen Roman: „Jonathan Wild" unsterblich gemacht hat. Ein anderer, wenn auch weniger bekannter Räuber, Williams, wurde vor Kurzem da verhaftet und von den Assisen verurtheilt. Dieser Prozeß führte zu Entdeckungen über die Lebensweise der Bewohner der oben erwähnten zwei Häuser, welche der Behörde bereits mehrmals als verdächtig bezeichnet worden waren. Der Stadtrath entschloß sich deshalb endlich, jene Häuser anzukaufen, um sie niederzureißen und den Stadttheil dadurch zu säubern. Als man mit dem Einreißen jener alten Gebäude beschäftigt war, machte man jene seltsame Entdeckung; Alles war nämlich auf das sinnreichste eingerichtet, um im Nothfalle eine Räuberbande verstecken und den Ertrag des Raubes den Nachforschungen entziehen zu können. Das Werk der Zerstörung wurde sofort auf Befehl der Justizbehörde eingestellt; Künstler sind beschäftigt, den merkwürdigen Bau abzuzeichnen, und Romandichter haben denselben besichtigt, um ihn bei ihren schauerlichen Sittengemälden benutzen zo können. Auch der Herzog von Cambridge und andere

hochgestellte Personen besuchten bereits diese sonderbaren Gebäude, und man hat bei dieser Gelegenheit Lampen in alle Gänge und Gallerieen gestellt. Die erwähnten beiden Häuser (No. 2. u. 3.) stoßen fast aneinander, haben aber keine Verbindung untereinander. No. 3, das ein Lichterzieher inne hatte, war sehr verdächtig und mehrmals von der Polizei durchsucht worden, aber stets vergebens. In No. 2. hielten sich schlechte Dirnen auf, aber man hatte nie Packete hineinbringen sehen, welche gestohlene Sachen zu enthalten schienen. Hinter dem Verkaufslokale des Lichterziehers in No. 3. fand man nach langem Suchen zwei Fallthüren, deren jede in einen langen Gang führte. In einem dieser Gänge befanden sich zahlreiche Nischen, welche zur Aufbewahrung der gestohlenen Sachen dienten. Der andere Gang hatte die Bestimmung, die von der Polizei Verfolgten entschlüpfen zu lassen; er führt nicht auf die Straße, sondern auf eine Treppe, an deren oberen Theile ein Fenster auf ein Gäßchen, Fleet Dich, ging, das die beiden Häuser trennt und eine Art Cloake ist. Stets lag ein Brett bereit, auf dem man schnell in ein Zimmer des andern Hauses gelangen konnte, aus welchem man durch eine Hinterthüre auf die Straße kam. Nachdem der Herzog von Cambridge durch ein Labyrinth von Höhlen und krummen Gängen geschritten war, gelangte er zu einem Verließ, das nicht geringe Ueberraschung erregte. Es ist dies ein geräumiger gewölbter Keller, in welchem ohne Zweifel mehr als ein Mord begangen worden ist. Man fand in einer Ecke unter Schutt ein Skelett und Menschenknochen; dicht daneben lag ein zerbrochenes Fleischermesser, dessen sich die Mörder wahrscheinlich bedient hatten. Auf dem Griffe stand mit silbernen Buchstaben Benjamin Turtel, den 19. Juli 1787. Die Bewohner dieser Räuber- und Mördergruben führten in dieses Verließ die Betrunkenen, die sie in den Straßen Londons gefunden hatten, nahmen ihnen die Schmucksachen und das Geld ab, und brachten sie dann wieder auf die Straße, oder erstickten sie auf die Art, wie es der berüchtigte Burke that, mit einem Pechpflaster, das sie ihnen auf das Gesicht legten, und verkauften dann die Leichname an sogenannte Auferstehungsmänner, welche die anatomischen Theater mit Leichnamen zu versorgen pflegen. Daß dies geschehen ist, schließt man aus dem Umstande, daß mehrere Bewohner der Umgegend verschwanden, ohne daß man je eine Spur von ihnen gefunden hätte. Auch in den Keller ließ sich der Herzog von Cambridge führen, in welchem der oben erwähnte Williams den Nachstellungen der Polizei sich so lange entzog. Dieser Keller ist eine Art Höhle, in welcher der Verbrecher, ohne Luft und Licht, der Feuchtigkeit ausgesetzt war. Seine Verbrechensgenossen brachten ihm Lebensmittel, aber ausgehen konnte er nicht, da alle Eingänge der beiden Häuser fortwährend von Polizeidienern besetzt waren. Als ihm der Aufenthalt in jener Gegend unerträglich geworden war, überlieferte er sich selbst der Behörde. — Auch in No. 2. hoffte man wichtige Entdeckungen zu machen, da aber die Pachtzeit der Inhaber noch nicht abgelaufen ist, so widersetzten sie sich den Nachsuchungen. Es ist kaum begreiflich, wie man in einer so volkreichen und wohlhabenden Stadt wie London, welche die bestverwaltete in der Welt sein sollte, so lange ein solches Räubernest hat dulden können, zumal dasselbe schon 1741 durch einen geistreichen Schriftsteller (Fielding in dem obenerwähnten Romane) deutlich genug bezeichnet worden ist. (Allg. M. Z.)

Miscellen.

Die gute alte Zeit, die wir so häufig wieder zurückwünschen, deren wir so oft zum ungünstigsten Vergleiche mit der jetzigen erwähnen, hat doch einige böse Schattenseiten gehabt. So erzählen die Beiblätter zu Ost und West: „Am Montage nach den drei Königin 1556 erschoß Herr Georg Czerny den Scharfrichter von Wodnian (Böhmen). Dieser lebte noch die Nacht hindurch, verreckte (unehrlich, er starb nicht, er 2c.) gegen eilf Uhr; der Schinder mußte ihn hinter der Mühle des Mlazek einscharren. Es geschah eines Hundes wegen.“ Von einer Bestrafung des Mörders ist keine Rede, was liegt auch an einem unehrlichen Scharfrichter, allein die Justiz war darum doch sehr gut in jener schönen Zeit. „Eine Magd hing einen Schädel aus dem Beinhause an dem Vorwerk des Czerny auf und schob dies auf das Gespenst des Scharfrichters, der in ungeweihter Erde keine Ruhe habe. Sie kam in Verdacht, ward gefoltert, an den Pranger gestellt, erhielt den Staubbesen und ward gebrandmarkt.“ O die gute alte Zeit!

Die Generalversammlung der Actionaire für Dampfschiffahrt zu Ulm hat beschlossen, sich für constituirt, und die Dampfschiffahrt auf der oberen Donau für eine Wahrheit erklären zu lassen!!! Erst Schiffe, meine Herren, dann erklärt sich das von selbst!

Auflösung des Räthsels in No. 109. des Dampfboots.

(Eingesendet.)

Du findest die Erste in allen Zahlen von zwölf bis zwanzig, außer in den beiden genannten; die Zweite hat der Taugenichts so gut wie der Taufpathe, man findet es, wenn man vom Wein taumelt so gut, als wenn man mit Besonnenheit einen Tauschhandel macht; die Dritte bringt Dir jede Sendung mit, sie möge so groß oder so geringfügig sein wie sie wolle, so wie jede That, die schlechte so wie die gute, Dir die Vierte giebt; die Fünfte erhältst Du durch einen gut eingerichteten Lerchenfang. Für das Ganze biete ich Dir funfzehntausend Pr. Gulden und hoffe dabei einen Profit von hundert Prozent zu machen.

Nochmalige Auflösung.

(Eingesendet.)

a a d e e e e h h l n n r ſ T t u z.

Reise um die Welt.

, Der Friedensverein, welcher in London besteht, hat bei den jetzigen drohenden Verhältnissen Deputationen an das englische Ministerium und an den König der Franzosen gesendet, mit der Erklärung, daß der Krieg sich mit den Grundsätzen des wahren Christenthums nicht vereinigen lasse, sie haben alle möglichen religiösen und moralischen Gründe aufgeführt, um beide Kabinette zu bestimmen, ihren kriegerischen Ideen zu entsagen. — Meine Herren Friedensvereinsmitglieder, wenn man Krieg haben will, fragt man den Teufel nach Moral und Religion, oder findet beides durchaus nicht beeinträchtigt — geben Sie sich also keine Mühe, falls nicht Herr v. Rothschild hochlöblicher Friedensvereins-Director ist — an den wenden Sie sich, das ist der rechte Mann, um Krieg und Frieden zu machen.

, Mehemet Ali hat seinen Vicekönigsposten wieder übernommen und ist von seiner Spazierfahrt nach Cairo zurückgekehrt in Alexandrien wieder eingetroffen. Die Scheiks wissen, daß es ihm um Geld zu thun sei, und haben ihm angeboten, auf ihr Gehalt ein Jahr lang zu verzichten. „Bravo meine Herren!" hat er gesagt, „ich bin jetzt versöhnt, nehme jedoch Ihr edelmüthiges Erbieten nur für vier Monate an, jeder von Ihnen soll auch einen Orden haben." Es müßte ja schlimm stehen mit Egypten, wenn die Scheiks aus den Fellahs durch gehörige Bastonade nicht doppelt so viel herausbekommen sollten, als sie im Stiche ließen.

, Hugh Falconer hat in der asiatischen Gesellschaft zu London einen Vortrag gehalten, in welchem er von einer versteinerten Landschildkröte erzählt, die man in Indien gefunden, sie hat eine Länge von 18 Fuß und wurde wegen dieser kolossalen Größe (die größten Seeschildkröten messen nicht 6 Fuß) Colossochelys Atlas genannt. Man findet in Indien, seit man hierauf seine Aufmerksamkeit richtet, so viele versteinerte Knochen, daß Capt. Countley 200 Kisten allein mit denen von höherer Ordnung gefüllt, nach England an das brittische Museum gesandt hat. Die Hauptfundgrube ist das Sewalik-Gebirge, doch wird man ohne Zweifel in allen andern Gebirgen zweiter und dritter Formation solche fossile Knochen finden, da Indien der Stammsitz alles Lebenden, und jedenfalls viel früher bewohnt gewesen ist, als das nordische Asien.

, Von der griechischen Regierung ist ein allgemeines Amnestiedekret wegen der Insurrektion ausgegangen, dasselbe ist sehr liberal und nimmt von der gänzlichen Verzeihung Niemand aus, als Diejenigen, welche etwas verbrochen haben.

, In der Gemeinde Almazzago in Tyrol brach am 17. August Feuer aus, indem Kinder mit Zündhölzchen gespielt hatten. Dasselbe griff so furchtbar um sich, daß es 28 Häuser in Asche legte und 31 Familien obdachlos an den Bettelstab brachte. Außer vier Menschenleben bedauert man einen Verlust von 71,000 Gulden.

, Auf einer der beiden großen Inseln, welche die Hauptstücke der Neuseelands-Inselgruppe sind, soll noch jetzt ein Vogel leben — Moa — von welchem man dort bereits viele fossile Knochen entdeckt hat, und der die Höhe von 15 Fuß erreicht; erschrecken Sie nicht, es ist nicht der Vogel Rock, welcher seinen Jungen lebende Elephanten in das Nest trägt, dessen eines Ei, als es vom Elbrus rollte, berstend das kaspische Meer gebildet hat, es ist halt nur ein großer Vogel; der Strauß wird 17 Fuß hoch.

, Bei Preßburg, in dem Belustigungsorte „Eisenbrünnchen" kam es zwischen einigen Mitgliedern der Repräsentantenkammer und einer durchaus anständigen Gesellschaft zu einer so groben Prügelei, daß die Herren der Gesellschaft in einem förmlichen Gemetzel gröblich verwundet und die Damen selbst gemißhandelt, endlich aber alles Mobiliar des Gasthauses zertrümmert wurde. Man brachte die Sache vor die Ständetafel, es kam jedoch zu keinem Resultat, weil man diejenigen Oppositionsmänner, welche wahrscheinlich Urheber des Skandals gewesen, nicht wollte ermitteln können. Der Geist der Freiheit bricht sich überall Bahn.

, Am 25. Juli zersprang der Dampfkessel des amerikanischen Schiffes Marietta, als es den Arkansas hinabfuhr, indem der Kessel auf das unerhörteste überheizt wurde. Funfzehn Personen wurden verbrüht, die andern retteten sich dadurch, daß sie ins Wasser sprangen und auf diese Weise unverletzt das Ufer erreichten.

, Die Oestreicher wundern sich, daß Wien grade so viel Hunde hat wie das Großherzogthum Baden, nämlich 70,000 — was ist da zu verwundern, Wien hat auch grade so viel Einwohner als das Großherzogthum Baden. Die großen Städte rücken aus allem Verhältniß mit den kleinen Ländchen, ein Würtemberger frug: wie viel Einwohner hat London? — eine halbe Million mehr als Ihr Königreich, erwiederte der Engländer.

, In Folge des Gesetzes, nach welchem in England das Einkerkern für Summen unter 20 Pfd. Sterl. aufgehoben ist, sind so viele Schuldner entlassen worden, daß z. B. Newgate statt 800 Schuldgefangene jetzt nur noch 117 zählt. Nur Geduld, es wird auch bei uns Tag werden.

, Ein Postbeamter in London, welcher zwei Briefe mit 750 Pfd. Sterl. unterschlagen, gestohlen hatte, ist zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt.

, Ueberall Krieg — jetzt Krieg unter den Zigeunern im ungarischen Croatien. Zwei Banden dieses liebenswürdigen Volkes gelbbrauner Spitzbuben sind im Agramer Comitat aneinander gerathen und haben sich auf den Tod geschlagen. Die Bande des Zigeunerkönigs Jankowich unterlag der des Nikolich. König Jankowich selbst blieb, seine Bande wurde geplündert.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№. 110.



Am 12. September 1844.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1300 und der Leserkreis des Blattes ist in fast allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Die dritte Säcularfeier der Universität zu Königsberg.

(Fortsetzung.)

Nachdem am 31. August in der vorgeschriebenen Weise die Grundsteinlegung zu dem neuen Universitätsgebäude vollzogen war, versammelten sich wiederum gegen Mittag ältere und jüngere Commilitonen, um auch dem würdigen academischen Lehrer Lobeck durch ein ihm dargebrachtes Lebehoch ein Zeichen ihrer Verehrung und ihres Dankes zu bringen. Eine augenblickliche Subscription gab die Mittel zu einer Ehrengabe her, bestehend in einem silbernen Pokale, als bleibendes Andenken an diesen festlichen Tag. Unter Begleitung von zwei Musikchören begab sich der Festzug von Königsgarten durch die Junker- und französische Straße nach der Wohnung des Gefeierten in die Königsstraße. Mit Jubelruf wurde das vor dem Museum errichtete Denkmal des um unsere Provinz in vielfacher Beziehung hochverdienten Schön begrüßt, das erst vor wenigen Tagen vollendet war. Es besteht in einer einfachen, sehr hohen Spitzsäule von Gußeisen, die sich unter den Dampf-Schornsteinen der daneben befindlichen Pollackschen Zuckerraffinerie denselben als sehr ähnlich anschließt und vom Volke schon häufig als eine Zugabe zu derselben angesehen wurde. — Vor der Wohnung des verehrten Mannes, auf dem Hofe des königl. Bibliothekgebäudes, stellte sich der Festzug auf und der Director des altstädtischen Gymnasiums, Ellendt, einer seiner ältern Schüler, sprach zu dem Gefeierten etwa folgende Worte:

Nicht ihm, dem durch sein Wissen berühmten Mann allein gelte diese Achtungsbezeugung, zu der sich die Versammelten gedrungen fühlten, sondern auch dem wohlwollenden, herzgewinnenden Lehrer, der durch tiefe Gemüthlichkeit in den Herzen des Lehrerstandes der Provinz sich ein bleibendes Denkmal gesetzt habe. Einem solchen Lehrer bringe er ein Lebehoch." — Dann überreichte Herr Kriminalrath Sperle aus Danzig, der schon früherhin als Amanuensis unseres verewigten Kants (1794—1796) genannt wurde, die dem Andenken des Tages geweihte Festgabe, den Pokal, mit einigen herzlichen Worten, denen noch der Oberlehrer Castell einige Worte anreihte. Lobeck erwiederte mit herzlichem Danke: „Seinen Verdiensten um die Wissenschaft, der er die Kraft seines ganzen Leben geweiht habe, sei diese Ehre zu groß. Er habe sich bemüht, zur Humanität hinzuführen, und das sei möglich durch die Sprachen welche man zuweilen tadelnd „todt" zu nennen pflege. Er wünsche, daß dieselbe in den Herzen der Lehrer wurzeln möge, und die Anstalten und Gymnasien, an denen sie arbeiteten, Pflanzstädte dieser Humanität werden."

Der Gesang des „Gaudeamus igitur" und „Stoßt an, Albertina soll leben" beschloß diese eigenthümliche Feier auf dem Hofe des Bibliothekgebäudes. Da Lobeck an demselben Tage von Sr. Majestät zur Tafel geladen war, so bat man ihn das Ehrengeleit dorthin anzunehmen. In der Mitte von zweien seiner ehemaligen Schüler führte der Gefeierte nun den Festzug an, der von ihm nach dem Albertinum geführt wurde. Hier wurde von ihm noch dem alten Musensitze und den Manen Kants ein Lebehoch gebracht und unter freundlichem Danke schied Lobeck von der Versammlung und fuhr in einem unterdessen schnell besorgten Wagen zur königl. Tafel. Zu diesem Mittagsmahle auf dem Königlichen Schlosse waren gegen 200 Personen eingeladen, unter denen sich die Professoren der hiesigen Universität, die Deputationen der auswärtigen Universitäten und eine Anzahl von Studenten befanden, welche bei dem am Donnerstag gebrachten Vivat vorzugsweise betheiligt gewesen, unter ihnen auch der Verfasser des Gedichts, welches Sr. Majestät an jenem Abende Seitens der Hochschüler Albertina's überreicht wurde.

Am Abende dieses Tages war ein glänzender Ball im sogenannten Moskowitersaale vom academischen Senate angeordnet, zu dem mehre tausend Personen Einladungskarten erhalten hatten. Dieser Saal befindet sich über der Schloßkirche, welche einen ganzen Flügel des im Viereck erbauten Schlosses einnimmt, und ist einer der größten Säle in Europa, wenn er sich auch nicht durch besondern Glanz in der Ausschmückung und Verhältnißmäßigkeit der Höhe zur Länge auszeichnet. Es kann darin ganz bequem ein Regiment Soldaten aufmarschiren und einige Evolutionen ausführen. Trotz dieser Größe war der Saal so gefüllt, daß man sich nur mit Mühe von dem einen Ende desselben zum andern bewegen konnte; und da sich nur Ein Oekonom und Ein Buffet in demselben befand, so kann man sich denken, daß für die Restauration und Erquickung der zahlreichen Gesellschaft nur sehr mangelhaft gesorgt werden konnte, und Viele durch die Hitze, Durst und Hunger außerordentlich ermattet, diese glänzende Versammlung verließen. — Wir hatten die Freude, daß auch unser geliebter König mit seinem glänzenden Gefolge auf ein Viertelstündchen

das Fest mit seiner hohen Gegenwart beehrte. Eine Nische in der Mitte des Saales war zum Empfang des hohen Gastes geschmackvoll decorirt, der die Gnade hatte, sich Mehre der Gäste vorstellen zu lassen und sich mit einigen Herren und Damen aus der Gesellschaft auf's freundlichste und herablassendste zu unterhalten.

Dieses war die letzte Feierlichkeit, welche von Seiten des academischen Senats den Commilitonen gegeben wurde, doch hatte das Comité der ehemaligen Universitätsgenossen noch Sonntag, den 1. September noch eine Wasserfahrt nach Hollstein und einen Commerce veranstaltet, welche die Reihe der Jubeltage beschlossen. — Ehe wir diesen Schlußstein dem Gebäude der Jubeltage aufsetzen und die Beschreibung derselben geben, wollen wir noch einen kleinen Nachtrag zu dem Diner am 29. August liefern, der vielen Lesern nicht uninteressant sein wird. — Nicht nur in vielen Städten der Provinz, sondern auch in **Berlin** waren Festmahle arrangirt, an denen die Zöglinge der Albertina, welche durch Verhältnisse verhindert wurden, persönlich an der Jubelfeier Theil zu nehmen, sich bei Gesang und Gläserklang ihrer frohen Studentenzeit erinnerten. — Die Berliner, an deren Spitze Geh. Medizinalrath Dr. Dieffenbach stand, der als tüchtiger Fechtmeister auf der Albertina den Füchsen (d. h. den eben auf die Universität gekommenen Studenten) die Grundsätze des Paukens beibrachte und noch bei vielen, vielen Commilitonen zugleich als Begründer der hiesigen Schwimm-Anstalt in ehrenvollem und liebem Andenken steht, die Berliner hatten nun dem Fest-Comité eine Addresse zukommen lassen, welche Dr. **Dinter** beim Festmahle am 30. August den Commilitonen mittheilte und die also lautete:

„Commilitonen! Entfernt von Euch zusammengetreten, um den Tag, an welchem vor 300 Jahren unsere Albertina, ein starkes Bollwerk gegen des Nordens Barbarei, ins Leben trat, festlich zu begehen, bieten wir Euch unsern brüderlichen Gruß und Glückwunsch. Das Gefühl der Brüderschaft, das uns, durch viele Meilen getrennt, ungleich an Alter, verschieden in Stand und Neigungen, Alle gleich beseelt, es ist die Frucht des Bewußtseins, daß in derselben Wiege uns Allen das geistige Leben aufging, daß dieselbe Mutter in Wissenschaft und treuer Forschung uns groß zog und die erhabensten Ideen der Menschheit in der empfänglichen Brust des Jünglings weckte. Aber nicht einzig dieses Bewußtsein verbindet uns so nahe. Die Meisten von uns, denen es vergönnt ist, das 300jährige Stiftungsfest zu begehen, sind demselben heimathlichen Boden entsprossen, unter gleichen Gewohnheiten aufgewachsen, Träger desselben eigenthümlichen Geistes, sind **Preußen**. Doppelt ist daher das Band, das uns umschlingt und freudig theilen wir heute Euer Fest als Commilitonen und Landsleute. So möge denn der gemeinschaftliche Ursprung, dessen wir uns erfreuen, und die gleiche Bildung, welche wir genossen, uns alle auffordern und ermahnen, durch muthiges und beharrliches Wirken für Wahrheit und Recht, für Licht und Freiheit, unserer Albertina und unseres Landes Ruhm und Ehre zu wahren und zu mehren. Mit diesem feierlichen Glückwunsche rufen wir aus der Ferne allen Brüdern ein herzliches Schmollis zu." Berlin, den 25. August 1844.

Die von den Berliner Commilitonen der hiesigen Universität durch den Geh. Obertribunalsrath **Seligo** überreichte Addresse lautet:

„Eingedenk der empfangenen Wohlthaten, ist es den unterzeichneten Söhnen der Albertina, welche verhindert sind, dem dreihundertjährigen Geburtsfeste ihrer hehren Mutter persönlich beizuwohnen, Bedürfniß, ihre eigene Theilnahme für die letztere zu bezeugen und ihre Wünsche für dieselbe auszusprechen. Als Herzog Albrecht die Wiege der Universität am Pregelstrande aufstellte, da ließ er sich weder durch die Einsamkeit des Orts, noch durch die Rauheit des Klimas abschrecken, wohl wissend, daß Beides dem jungen Kinde nicht schaden könne, wenn dasselbe ein echtes, vom Geiste gebornes wäre. Wie er vorausgesehen, geschah! Von den Wogen des baltischen Meeres geschaukelt, vom Eise des Nordens gekühlt, von der Gluth seiner Sommer durchwärmt, den Blick nach den Sternen gerichtet und in seinem Innern die Kraft suchend und findend, wuchs es auf, eine starke Nordlandstochter, sittsam und frei, kräftig und kühn. Einer solchen Mutter freuen wir uns, und üben freudig die Kindespflicht voll Dank die Wohlthaten anzuerkennen, die sie uns erwiesen. Ueberzeugt, daß, was der Geist geboren, keine Kraft der Erde zu zerstören vermag, daß also ihr Name und ihr Dasein gesichert ist für alle Zeiten, wünschen wir, daß ihr auch ferner aus dem Herzblut ihrer Söhne neues Leben zuströme und sie fortfahren möge, Vorkämpferin zu sein für Wahrheit und Recht und Freiheit des Geistes." Berlin, den 25. August 1844.

(Schluß folgt.)

Cunin-Gridaine.

Wir entlehnen folgenden Aufsatz, der über das Leben des bekannten französischen Ministirs die interessantesten Aufschlüsse giebt, der Vossischen Zeitung, um demselben auch in einem andern als dem Leserkreise derselben die Verbreitung zu verschaffen, welche er wohl verdient.

Cunin-Gridaine, seit einer Reihe von Jahren einer der ausgezeichnetsten französischen Minister wurde in einem Dorfe dicht bei Sedan von blutarmen Eltern geboren. Mit sechs Jahren elternlose Waise, war er „Kind der Familie", d. h. er gehörte jedem Verwandten, der ihm aufnahm oder ihm etwas zu essen gab. Mehr Bettler als Arbeiter, verlebte er im traurigsten Zustande die Kinderjahre, bis er im höchsten Grade verkommen und ausgehungert nach Sedan zu einem Lohgerber in die Lehre kam. Zu diesem schweren Geschäft viel zu schwach, quälte er sich ein Jahr dabei, bis er an einer Hand verletzt, die Profession nicht fortbetreiben konnte und, um nicht zu verhungern, in einer Tuchfabrik die Kratzwolle aus den Karden zupfte. Bei dieser müh-

samen Beschäftigung täglich nur wenige Sous verdienend, sollte ihm auch dieses kümmerliche Brod nicht lange bleiben, weil die Fabrik die Arbeiter verminderte und er den Dienst verlor. Er bat in der Fabrik Gridaine um gleiche Arbeit und erhielt sie. Hier wußte er sich durch allerlei kleine Dienste der sehr wohlthätigen Dame vom Hause angenehm zu machen und bekam dafür außer seinem sehr geringen Lohne kleine Nebenunterstützungen an Essen und Kleidern. Sein Dienst führte ihn sehr oft in das Magazin-Comtoir, wo ein Factor seines Principals fortwährend beschäftigt war, die fertigen Tücher von den Webern abzunehmen und dagegen die Garne und was sonst nöthig, denselben zuzuwiegen, und nach Nummer und Feinheit zu notiren. Um nicht von den Webern betrogen zu werden, gehörte große Vorsicht, Umsicht und Erfahrung dazu, und der junge Cunin hielt sich oft länger als nöthig in dem Comtoir auf, um den klugen Bemerkungen des erfahrenen Factors zu lauschen. Sehr bald wurde Cunin des Factors Gehilfe und — bei dessen Versetzung in ein anderes Bureau — nicht ohne großes Widerstreben des rauhen Gridaine, dessen Nachfolger. Der vorige Factor hatte den wohlgewachsenen, wißbegierigen Knaben lieb gewonnen und ihm den unentgeldlichen Unterricht eines Genie-Offiziers im Schreiben, Rechnen, in Geometrie und anderen Wissenschaften verschafft. Eiserner Fleiß hatte Cunin bald dahin gebracht, die vacante Stelle eines Comtoiristen im Hause Gridaine einnehmen zu können, die ihm abermals erst nach langem Widerstreben des hypochondrischen Gridaine wurde. Während zweijährigen Comtoirdienstes hatte sich Cunin überzeugt, daß das Haus Gridaine in den Geschäften zurückgehe wegen Leichtsinn und Unzuverlässigkeit der Reisenden. Bei Abgang eine Reisedieners bot er Alles auf, um diese Stelle zu erhalten. Cunin reisete sehr schnell, lernte in kurzer Zeit in halb Frankreich die Kunden seines Hauses kennen; eilte schnell wieder nach Hause, um die aufgenommenen Bestellungen genau nach Verlangen und Bedürfniß jedes Kunden selbst zu expediren; erweiterte und vermehrte auf diese sehr zusagende Weise auf den ferneren Reisen die Geschäfte seines Hauses dergestalt, daß er glaubte auf Dank rechnen zu dürfen. Aus der Ferne bat er seine Principalin um die Hand ihrer ältesten Tochter, von deren Liebe er sich längst überzeugt hatte und erhielt, nachdem das Stück: „Der Herr im Hause" gespielt, seines Wunsches Erfüllung. Als Schwiegersohn nahm ihn Gridaine auch bald zum Associé und firmirte Cunin-Gridaine. Die neue Firma wuchs sichtlich im Wohlstande; Gridaine zog sich zurück, ließ aber sein Vermögen in der Handlung und Cunin wußte durch Annahme eines sehr reichen Compagnons den Umfang seiner Geschäfte ungewöhnlich zu vergrößern. Bald wurde er Handelsrath, kurz darauf Präsident des Handelgerichts, Abgeordneter in der Deputirtenkammer und — Minister des Handels. Als ein äußerst heller Kopf hat er auf seinem hohen Posten Frankreich Unendliches genützt.

Auf der Pariser Kunstausstellung findet man mehre Stücke des feinsten Tuches mit der eingestickten Goldschrift Cunin-Gridaine. Marchand de drap a Sédan. Dieser Kaufmann ist der jetzige Minister, der noch immer Besitzer seiner Fabrik ist. Was würde man wohl in Deutschland dazu sagen, wenn ein Minister zugleich Fabrikant wäre?!

Literarische Notiz.

(Eingesendet.)

Von H. Carlo erscheinen in Kurzem Erinnerungen an Zoppot. Fischerscenen, Salonscenen, Gedichte, Briefliche Mittheilungen der Vorfälle, welche während der diesjährigen Saison in dem benachbarten Badeort bekannt wurden u. A. m. Wir machen den Leserkeis des Dampfbootes auf dieses kleine Werkchen, das wir selbst zu sehen Gelegenheit hatten, hiemit aufmerksam und glauben, daß es Niemand gereuen wird, dasselbe sein zu nennen.

A. M. und W. v. N.

Kajütenfracht.

— Nachdem der König der Jubelfeier der Universität zu Königsberg beigewohnt, dann über Tilsit bis an die Grenzen seines Reiches gezogen und hierauf den Spuren der Zerstörung durch die Weichsel bis nach Schwetz hinauf gefolgt war, trat derselbe die Rückreise über Stettin an und kam dabei am 10. Abends nach Danzig, von wo Er am 11. Morgens bald nach sechs Uhr abreiste. Nicht leicht konnte sich die Liebe seines Volkes zu ihm herzlicher und unverholener aussprechen als gerade bei dieser Gelegenheit. Es war nirgends die geringste Anordnung zum Empfange des Königs gemacht, man wußte kaum einmal mit Bestimmtheit ob Er kommen würde; — die Gerüchte schwankten darüber, um 6 Uhr, um 10 Uhr, nach Mitternacht. Niemand wußte etwas Bestimmtes, dennoch waren alle Straßen gefüllt und als gegen 10 Uhr Sr. Majestät eintraf, empfing ihn nicht nur der laute Jubel des versammelten Volkes, begleitete ihn nicht nur das freudige Grüßen und Schwenken der Hüte und der weißen Tücher, sondern die schönste Illumination war improvisirt und hell sprühende rothe Flammen zeigten Ihm, daß man freudigen Herzens seiner gewartet. Der König selbst schien davon überrascht (doch, wie könnten Ihm Zeichen der Liebe seiner Unterthanen unerwartet kommen), denn der Wagen war nicht zurückgeschlagen, und derselbe wurde erst geöffnet, als Er in der Mitte der Langgasse war und sah, daß alles seiner harrte worauf Er langsam und freundlich zu beiden Seiten grüßend, weiter fuhr. Die Städtischen Behörden warteten Sr. Majestät um fünf Uhr des Morgens auf und um halb sechs Uhr fuhren nach einander die mehrsten Personen seines Gefolges ab, bis um sechs Uhr der König selbst, wiewohl es während der Nacht geregnet hatte und noch trübe war, doch in einem ganz offenen Wagen kam

und mit der ihm vielleicht allein eignen herzgewinnenden Freundlichkeit einen jeden Gruß zurückgab. Der Zufall wollte, daß es gerade Markttag war, der König also über den Langenmarkt und durch die Langgasse wie durch einen Blumen- und Obstgarten fuhr, welcher Anblick Ihn zu ergötzen schien, da sein Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf alle den Tausend Kränzen und Sträußen zu beiden Seiten des Weges heftete bis er das Thor verlassen, und der Wagen sich nun im raschen Trabe der Chaussée nach Stettin zuwendete. —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.